

CHRISTOPHER MCDOUGALL



DUMONT

Leseprobe

DAS GLÜCK IST GRAU

»Eine bezaubernde Erzählung über einen mutigen Esel
und das liebevolle Miteinander einer Gemeinschaft.« Kirkus Reviews

Christopher McDougall arbeitete als Kriegsberichterstatter in Ruanda und Angola, bevor er seinen Bestseller ›Born to Run‹ schrieb. Er lebt mit seiner Frau, zwei Töchtern, Sherman und vielen anderen Bauernhoftieren in Lancaster County, Pennsylvania.

Simone Jakob lebt in Mülheim a. d. R. und übersetzt englischsprachige Literatur ins Deutsche, u. a. David Nicholls, Philip Kerr und Sefi Atta.

Anne-Marie Wachs ist Übersetzerin und Lektorin. Sie lebt in Berlin.

Christopher McDougall

DAS GLÜCK IST GRAU

Aus dem Englischen
von Simone Jakob
und Anne-Marie Wachs

– LESEPROBE –

DUMONT

Zum Buch

WIE EIN ESEL SICH UND SEINE MENSCHEN VERWANDELTE

Warme freundliche Augen, stets auf Empfang gestellte Ohren, die Hufe eines Champions und das Herz eines Helden: Das ist Sherman. Doch der kleine Esel strotzte nicht immer vor Lebensfreude – ganz im Gegenteil. Als Christopher McDougall ihn bei sich aufnimmt, ist er so stark verwahrlost, dass nicht viele an sein Überleben glauben. Schnell wird klar, dass Sherman eine Lebensaufgabe braucht. McDougall fasst daher den wahnwitzigen Plan, Sherman für Eselrennen auszubilden, wie man sie in den Rocky Mountains nach alter Goldgräber-Tradition veranstaltet. Auf seinem Weg zum selbstbewussten Läufer wird Sherman von McDougalls Familie, Freunden, Nachbarn und ein paar Eseln aus der Gegend unterstützt. Für einige von ihnen, die unter ihren eigenen Traumata leiden, erweist sich Sherman als Quelle des Trostes und der Unterstützung.

»Christopher McDougall ist ein großartiger Erzähler, der den Kern der Verbindung von Mensch und Tier verstanden hat.«

John Grogan, Autor von »Marley & Ich«

INHALT

Kapitel 1
Ein Schatten in der Dunkelheit 6

Kapitel 2
Bügelsägen-OP

Kapitel 3
Niemand mag uns – ganz egal (Auszug) 13

Kapitel 4
Wartungsarbeiten (Auszug) 24

Kapitel 5
Minenarbeiter, Miesepeter und *Motherf...*

Kapitel 6
Tierflüsterer

Kapitel 7
»Earl sitzt wegen Mord. Mehrfachmord.«

Kapitel 8
Pfütze des Verderbens

Kapitel 9
Das Esel-Tao

Kapitel 10
Die Macht der Tüte

Kapitel 11
Katz und Maus

Kapitel 12
Besser leben ohne Reißverschluss

Kapitel 13

Vollmond

Kapitel 14

Matilda-Grauchen

Kapitel 15

Dreierbund

Kapitel 16

Krank, gestresst oder Hausarrest

Kapitel 17

Es

Kapitel 18

Plan C

Kapitel 19

Man gewinnt selten, aber manchmal gelingt es

Kapitel 20

Zekipedia

Kapitel 21

Mach's wie Barb Dolan mit diesem Burro!

Kapitel 22

Mit Rock und einem Lächeln

Kapitel 23

Wieder mal das Tao des Steve

Kapitel 24

Ladys ex machina

Kapitel 25

»Fürchte es. Mach es.«

Kapitel 26

Die Ein-Wann-Armee

Kapitel 27

Home Is Wherever I'm with You

Danksagung

KAPITEL 1

Ein Schatten in der Dunkelheit

In dem Moment, als der Pick-up in unsere Einfahrt einbog, wusste ich, dass etwas nicht stimmte. Ich hatte seit über einer Stunde auf Wes gewartet, und noch bevor er anhielt, verriet mir sein Blick, dass ich mich wappnen musste.

»Sieht übel aus«, sagte er, als er aus dem Wagen stieg. »Es geht ihm weit schlechter, als ich dachte.« Ich kenne Wes schon seit mehr als zehn Jahren, fast seit jenem Tag, als meine Frau Mika und ich unser Leben in Philadelphia aufgaben, um auf eine kleine Farm im Siedlungsgebiet der Amischen in Pennsylvania zu ziehen, und ich hatte ihn noch nie so ernst gesehen. Zusammen gingen wir zur Rückseite des Wagens und öffneten die Anhängertür.

Ich warf einen Blick hinein, dann griff ich sofort nach dem Handy in meiner Tasche. Zum Glück war die Nummer gespeichert.

»Scott, du musst sofort herkommen. Sieht echt schlimm aus.«

»Okay«, antwortete Scott. »Sorgt dafür, dass er es bequem hat; ich komm dann morgen früh vorbei.«

»Ja. Nein. Ich glaube, du solltest, äh ...« Ich schwieg kurz und versuchte, den Knoten in meiner Zunge zu lösen. Zwar war Scott der Experte und nicht ich, aber irgendwie hatte ich das Gefühl, dass uns nicht mehr so viel Zeit blieb, um etwas auszurichten. Ich versuchte, ihm zu beschreiben, was ich vor mir sah.

In dem Anhänger stand ein Esel, dessen Fell so kotverkrustet war, dass sein eigentlich weißer Bauch schwarz war. Es gab viele kahle Stellen in seinem Fell, an denen wunde Haut zum Vorschein kam, die höchstwahrscheinlich von Parasiten befallen war. Sein Körper war von Mangelernährung aufgetrieben wie ein Fass, das Maul eine einzige Katastrophe; ein Zahn war so verfault, dass er ausfiel, als ich ihn berührte. Aber das Schlimmste waren seine Hufe, die so grässlich lang gewachsen waren, dass sie eher wie Klauen aussahen.

»Im Ernst, Scott. Du solltest ihn dir ansehen.«

»Keine Sorge«, entgegnete Scott. »Ich hab schon so ziemlich alles gesehen. Bis morgen.«

Der Esel gehörte eigentlich einem Mitglied von Wes' Gemeinde. Wes ist ohnehin schon ein unglaublich netter Mensch, und darüber hinaus ist er als Mennonit verpflichtet, jedem Menschen – oder eher, wie dieser Fall zeigte, jeder Kreatur – in Not zu helfen. Er hatte mitbekommen, dass ein Angehöriger seiner Kirchengemeinde ein Tierhorte war und in einer verfallenen Scheune unter erbärmlichen Bedingungen Ziegen und einen Esel hielt. Der Mann war arbeitslos, und auch seine Familie litt unter seinem Messie-Syndrom; Geld, das dringend für Lebensmittel und Miete gebraucht wurde, ging stattdessen für Tierfutter drauf. Wes und mehrere Kirchenälteste hatten ihn zu überreden versucht, sich von seinen Tieren zu trennen, aber er hatte nichts davon wissen wollen. Schließlich strapazierte Wes seine eiserne Wahrheitsliebe, soweit es ihm möglich war. Wie wäre es denn, fragte er den Mann, wenn man die Tiere nur vorübergehend woanders unterbringen würde? Nur für zwei Jahre. Er könne sie bei einer guten Familie in Pflege geben, bis sie wieder gesund wären. So habe er die nötige Zeit, um eine Weide einzuzäunen und den Stall gründlich auszumisten. Das sei ja eigent-

lich auch keine *Lüge*, tröstete sich Wes, sondern eher eine Hoffnung – die Hoffnung, dass der Besitzer im Verlauf von zwei Jahren die armen Tiere vergessen und sein Leben wieder auf die Reihe kriegen würde.

»Willst du es nicht wenigstens versuchen?«, fragte Wes.

»Na schön«, sagte der Mann. »Aber es muss wirklich eine gute Familie sein.«

Wes machte sich sofort auf die Suche. Die Ziegen unterzubringen, war einfach – einen Gratis-Rasenmäher können die Leute in Lancaster immer gebrauchen –, einen Esel zu vermitteln, war dagegen verdammt schwer. Sie sind nicht nur berüchtigt dafür, störrisch und bissig zu sein und auszukeilen, sie sind auf einer Farm auch praktisch nicht zu gebrauchen. Man kann sie weder melken noch schlachten, in vielen Fällen nicht mal reiten. Sie durchzufüttern, kann teuer werden, von dem, was man für die Zahnpflege, die Entwurmung und die Impfungen berappen muss, ganz zu schweigen.

Warum also wollte ich ihn überhaupt aufnehmen?

Um ehrlich zu sein: Ich wollte das gar nicht. Nicht, nachdem ich ihn mir genauer angesehen hatte jedenfalls, so viel war sicher. Als Stadtmenschen ohne den geringsten Schimmer vom Farmleben hatten meine Frau Mika und ich uns an ein paar Anfängertiere herangewagt. Das erste war eine streunende schwarze Katze, die einfach an der Hintertür auftauchte, und als sich herausstellte, dass sie überleben und bleiben würde, machten wir mit ein paar Hühnern im Hinterhof weiter. Dann liehen wir uns von einem benachbarten Amischen ein Schaf aus, um zu sehen, wie wir damit zurechtkämen – ein bisschen wie Erstklässler, die die Klassenschildkröte übers Wochenende mit nach Hause nehmen dürfen. Wes gehört die Farm neben unserer, und als er mir erzählte, dass er einen Esel zu retten versuche, dachte ich: Wa-

rum nicht? Wir könnten ihn hinter dem Haus auf der Weide halten, und die Kinder könnten ihn mit Apfelkitschen füttern. Ich wollte Wes allerdings nichts versprechen, solange wir den Esel nicht mit eigenen Augen gesehen hatten, womit Wes einverstanden war; sein Besitzer sei ein bisschen schwierig und wolle mich auch erst mal kennenlernen.

Und so fuhr ich eines Nachmittags mit meinen beiden kleinen Töchtern zum Haus des Eselbesitzers. Insgeheim hatten die Mädchen und ich, schon bevor wir ins Auto stiegen, beschlossen, dass wir das Tier, wenn es nicht völlig durchgeknallt und tobsüchtig war, mit nach Hause nehmen würden. Auf der Fahrt überlegten wir uns, wie wir Mika davon überzeugen könnten und welchen Namen wir unserem zukünftigen Haustier geben würden.

»Schädelspalter?«

»Auf gar keinen Fall!«

»Zorro?«

»Nein! Na ja, vielleicht.«

Unser fröhliches Geplänkel erstarb schlagartig, als wir die Scheune erreichten. Sie war windschief, stand auf einem matschigen Feld und sah aus, als könnte sie beim kleinsten Nieser wie ein Kartenhaus in sich zusammenfallen. Wir gingen hinein, versuchten, in der Dunkelheit etwas zu erkennen und unsere Gummistiefel aus dem knöcheltiefen, schmatzenden Matsch zu ziehen. Am Vortag hatte es geschüttet wie aus Eimern, und eine der Boxen war überflutet, sodass zwei Ziegen sich auf Strohhallen geflüchtet hatten, um nicht im Wasser stehen zu müssen. Neben den Ziegen befand sich eine weitere Box, die dunkel und eng war wie eine Gefängniszelle. Das Wesen darin ließ sich vor der schwarzen Wand kaum ausmachen. Der Besitzer lockte es mit einer Handvoll Futter.

Zögernd löste sich ein Schatten aus der Dunkelheit. Seine langen Ohren richteten sich auf und zuckten nervös, während er einen Schritt in unsere Richtung machte. Der Esel stand fast bis zu den Knien in Mist und verfaultem Stroh und hatte in dem engen Verschlag kaum genug Platz, um sich umzudrehen. Der Mann gab meiner Tochter Futter, und sie hielt es dem Esel hin, der den Hals reckte und es vorsichtig von ihrer Handfläche knabberte. Wir starrten ihn schweigend an. Unsere Freude über das neue Haustier war wie weggeblasen; jetzt ging es uns nur noch darum, ihn hier rauszuholen.

Der Besitzer erklärte sich tatsächlich dazu bereit, ihn uns zu überlassen, doch über Nacht änderte er seine Meinung. Als Wes am darauffolgenden Morgen mit dem Anhänger bei ihm vorfuhr, schaltete der Mann auf stur und sagte, der Esel gehöre zur Familie und die Familie müsse zusammenbleiben.

»Aber es ist doch nur, bis es ihm wieder besser geht. Nur für zwei Jahre«, redete Wes auf ihn ein, bis der Mann schließlich nachgab und die Tür des Verschlags öffnete. Erst jetzt entdeckte Wes, dass die Hufe des Esels so verformt waren, dass er kaum laufen konnte. Zusammen bemühten sich Wes und der Besitzer, das kranke Tier Schritt für Schritt aus der dunklen Scheune ans Tageslicht und in den Anhänger zu bugsieren.

»Wie sollen wir ihn aus dem Anhänger bekommen, wenn er nicht laufen kann?«, fragte ich Wes und fürchtete mich fast davon, dass er eine Antwort haben könnte. Ich hielt den Atem an und hoffte insgeheim, er würde sagen, es sei aussichtslos und er müsse den Esel rasch zu einem Gnadenhof oder einer Notstation für Tiere bringen – oder wo auch immer man sich um die hoffnungslosen Fälle kümmert.

»Langsam, schätze ich«, antwortete Wes. Er griff nach dem

abgewetzten grünen Halfter des Esels und zog ihn behutsam vorwärts. Und was sollte ich tun? Mich hinter ihn stellen und schieben? Das erschien mir dann doch ein bisschen zu aggressiv. Außerdem wusste ich genug über Esel, um zu ahnen, dass ich dadurch einen wütenden Tritt vors Knie riskierte. Oder sollte ich ihn vielleicht *anheben*?

Ich umfasste mit beiden Armen den Bauch des Esels und versuchte auf diese Weise etwas ungeschickt, seine kranken Hufe zu entlasten. Beim kleinsten Anzeichen von Gegenwehr hätte ich sofort losgelassen, aber selbst dafür fehlte ihm anscheinend die Kraft. Der Esel sah benommen aus, eher wie ein stockfleckiges Stofftier vom Dachboden und nicht wie ein lebendiges Wesen. Zögernd setzte er einen Huf vor den anderen und rührte sich nur, wenn wir ihn dazu drängten; wenn nicht, blieb er einfach stehen, als könnte er sich nicht mehr daran erinnern, wie man selbstständig denkt und geht. Nachdem wir das Ende der Rampe erreicht hatten, machte er sich nicht mal über das saftige grüne Gras her; er erstarrte einfach wieder zum Stofftier, blieb stehen und ließ den Kopf hängen.

Wes musste los. Bei ihm zu Hause warteten hundertfünfzig Milchkühe darauf, gemolken zu werden, und die Befreiungsverhandlungen mit dem Besitzer des Esels hatten ihn in seinem Zeitplan weit zurückgeworfen. Er wünschte mir viel Glück und versprach, am nächsten Tag vorbeizukommen, um zu sehen, wie wir mit dem Patienten zurechtkamen. Ich brachte dem Esel einen Eimer frisches Wasser und legte ihm frisches Heu vor die Nase. Er hatte sich immer noch nicht vom Fleck gerührt. Ich schaute auf die Uhr. Meine Töchter würden bald nach Hause kommen, und bis dahin wollte ich einen Plan haben, wie ich den Schock beim Anblick des Esels abmildern könnte, damit sie erkannten, dass es ihm bald wieder besser gehen würde, aber

mir fiel nichts ein. Wir hatten zwar einem Tier in Not helfen wollen, aber die Not dieses Tieres ging weit über all meine Vorstellungen hinaus.

KAPITEL 3

Niemand mag uns – ganz egal

»Ach, Mist!« Tanya fiel plötzlich auf, dass es schon fast 15 Uhr war. »Ich komm zu spät zur Schule.«

Sie schnappte sich ihre Schere und die übrigen Utensilien, und kurze Zeit später spritzte der Schotter unter den Rädern ihres SUV auf, als »Hurrikan-Tanya« die Auffahrt hinunterraste. Morgens und nachmittags spielt Tanya die Chauffeurin für die einheimischen Amischen-Kinder, die zu weit von der Ein-Raum-Zwergschule entfernt leben, um zu Fuß zu gehen. Nachdem sie sie zu Hause abgeliefert hat, muss sie am Spätnachmittag ihre eigenen Tiere versorgen, darunter drei Esel, zwei Kutschpferde, eine Ziege, ein Schwein, ein Planschbecken voller Entenküken und ein Pferd, das sie vor dem Abdecker gerettet hatte, um einem Teenager aus der Nachbarschaft das Reiten beizubringen. Sie würde erst morgen wieder nach Sherman sehen können.

»Und was machen wir jetzt?«, fragte Mika. Wir standen am Zaun und warteten darauf, dass Sherman sich bewegte.

Nichts.

»Entweder wird er wieder gesund oder ...« Ich vergewisserte mich, dass die Kinder nicht in Hörweite waren. »Oder das hier wird zur Totenwache. Tanya hat gesagt, ab jetzt haben wir es nicht mehr in der Hand.«

Wir haben es nicht mehr in der Hand. Es laut auszusprechen,

war unerträglich, denn es war eine der wenigen Situationen in meinem Leben, in denen es tatsächlich stimmte. Es gab niemanden mehr, den man anrufen, keine weitere Behandlung, die man ausprobieren, keinen Freund, den man um Rat fragen konnte. Der kleine Funke Hoffnung, den ich eben noch verspürt hatte, war jetzt jenem unheilvollen Gefühl tiefer Beklemmung gewichen, das einen überkommt, wenn der Wagen auf vereister Fahrbahn ins Schleudern gerät. Es war, als befände sich Sherman in einem Tunnel; entweder würde er am anderen Ende wieder herauskommen oder er würde für immer in der Dunkelheit bleiben.

Ich wünschte mir, seine Gedanken lesen zu können. Wenn es keinen Weg gab, ihm aus der Dunkelheit herauszuhelfen, konnte man ihm wenigstens mit Freundlichkeit und der entsprechenden Unterstützung das Ende erleichtern. Aber wie sollten wir ihm Frieden bringen, wenn wir keine Ahnung hatten, was in ihm vorging? Kämpfte er um sein Leben oder hatte er schon aufgegeben? Sah er in mir einen Freund oder nur einen weiteren Tierquäler? Die erste Regel beim Heilen lautet: »Du sollst keinen Schaden anrichten.« Aber diese Situation machte mir einmal mehr klar: Ich wusste so wenig über Tiere, dass ich nicht mal einschätzen konnte, ob ich ihm ein Gefühl von Sicherheit gab oder ihm Angst machte.

Zu behaupten, Mika und ich seien überrascht gewesen, uns in einer solch misslichen Lage wiederzufinden, wäre untertrieben. Wir konnten ja nicht einmal glauben, dass es uns in diese Gegend verschlagen hatte.

Ich war im Umland von Philadelphia aufgewachsen, in den Arbeiterklasse-Vororten, wo die Schienen der Hochbahn und die Reihenhäuser von West Philly den großen Familien und kleinen

Hinterhöfen von Upper Darby wichen. Was das Landleben anbelangte, waren Bücher meine einzige Informationsquelle; ich war so besessen von *Ein Jahr als Robinson* von Jean Craighead George, dass ich mit neun Jahren, nur mit einem Spielzeug-Boomerang bewaffnet, von zu Hause ausriss, um in einem hohlen Baum im Wald zu hausen und mit einem Falken auf die Jagd zu gehen, so wie Sam Gribley in dem Buch. Gegen ein Uhr morgens griff mich die Polizei sechs Meilen von zu Hause entfernt in einem Waldstück in der Nähe der Springfield Mall auf und brachte mich nach Hause, wo ein elterliches Donnerwetter epischen Ausmaßes alle zukünftigen Expeditionen in die Wildnis zunichtemachte.

Nach diesem Vorfall begab ich mich kaum je aus der Nachbarschaft von etwa 1,5 Millionen Menschen heraus. Wenn ich nicht gerade zur Highschool ging, streifte ich mit meinen Freunden durch den Norden der Stadt, immer auf der Suche nach sportlichen Wettkämpfen, die auf der Straße ausgetragen wurden.

Nach dem College nahm ich in verschiedenen Großstädten unterschiedliche Jobs an und ging dann nach Übersee, um mir das Leben in Madrid anzuschauen. Ich unterrichtete eine Zeit lang Englisch und schnappte dabei genug Spanisch auf, um mir ein Bewerbungsgespräch für einen Job als Korrespondent bei der Associated Press zu erschleichen. Ich hatte keinerlei Qualifikationen für die Stelle, aber Susan Linnee, Chefredakteurin der AP in Madrid, war eine kampferprobte Zeitungsreporterin, die die »verweichlichten Schreibtisch-Redakteure«, die ihr der Hauptsitz in New York ständig schickte, nicht leiden konnte. Sie hatte ihre eigene Methode entwickelt, Leute mit Gespür für das, was sich auf der Straße abspielt, zu finden – »Rohdiamanten«, wie sie sie nannte.

»Den Typen vor dir hab ich genommen, weil er aussah wie der Sänger der Fine Young Cannibals«, erklärte sie mir. Zum Glück erwies sich der Fine Young Cannibal als solch ein Natural talent, dass er innerhalb eines Jahres als Kriegsberichterstatter nach Bosnien versetzt wurde. Ersatz musste her, und zwar ruckzuck, und das war wohl der einzige Grund, warum ich überhaupt einen Fuß in die Tür bekam. Susan nahm mich ungefähr eine Stunde lang ins Kreuzverhör, und als mein Mangel an Erfahrung peinlich offensichtlich geworden war, stand sie abrupt auf und erklärte das Gespräch für beendet.

»Ich habe genug gehört«, sagte sie und reichte mir die Hand.

»Okay«, sagte ich, mehr als bereit, mich geschlagen zu geben.

»Sollten Sie Ihre Meinung noch ...«

»Wir arbeiten Sie eine Woche lang ein«, fuhr sie fort und ging gleich in die Vollen. »Danach brauchen wir Sie vor Ort.«

»Vor Ort?«

Sie hatte zwar erwähnt, dass der Cannibal ihr Korrespondent in Lissabon gewesen war, aber ich war wie selbstverständlich davon ausgegangen, dass sie jemanden aus Madrid dorthin versetzen und mich zur Einarbeitung hierbehalten würden. Ich war noch nie in Portugal gewesen und sprach auch kein Wort Portugiesisch, aber das war jetzt mein geringstes Problem. In Angola war gerade ein Bürgerkrieg ausgebrochen, was mich nichts anzugehen schien, bis meine neue Chefin mir erklärte, dass das Land als ehemalige portugiesische Kolonie mich seit jenem Moment etwas angehe, in dem ich ihr die Hand geschüttelt habe.

Einen Monat später befand ich mich im Südwesten Afrikas im Gebiet der Rebellen und gab mir alle Mühe, am Leben zu bleiben und so zu tun, als hätte ich eine Ahnung von dem, was ich tat. Ich arbeitete mit einem portugiesischen Fotografen na-

mens Guilherme zusammen, der auch Spanisch sprach, und so kam ich die meiste Zeit über nur an Informationen, indem ich eine menschliche Rube-Goldberg-Übersetzungsmaschine benutzte: Ich stellte Guilherme auf Spanisch meine Fragen, der übersetzte sie für die angolanischen Soldaten ins Portugiesische und gab anschließend ihre Antworten auf Spanisch wieder, damit ich sie mir auf Englisch notieren konnte. Da Guilherme mit seiner eigenen Arbeit schon alle Hände voll zu tun hatte, blieb ihm für so einen Unsinn eigentlich keine Zeit, und so brachte er zum Beispiel die endlose, tränenreiche Geschichte, die uns einer der Soldaten erzählte, folgendermaßen auf den Punkt: »Sie haben einen Haufen Dreckskerle abgeknallt.«

»Das ist alles?«

»Im Großen und Ganzen.«

Aber das war schon okay; je kürzer die Zitate, desto schneller war ich fertig. Ich musste jeden Tag Flüchtlinge, Rettungssanitäter und Frontkämpfer interviewen und meinen AP-Nachrichtenbeitrag noch vor Einbruch der Nacht nach New York schicken. Der Sonnenuntergang markierte dabei meine Deadline, weil es nur eine Möglichkeit gab, die Informationen aus dem Kriegsgebiet zu übermitteln: die Verwendung einer Satelliten-Telex-Anlage von der Größe eines Rollkoffers. Nachts wollte man mit dem Ding nicht auf einem Hügel hocken, um auf ein Signal zu warten; denn das Einzige, was ein Rebellenscharfschütze mit nervösem Zeigefinger in der Dunkelheit von mir sehen würde, waren die blinkenden Lichter meiner Konsole, die geradezu »Erschieß mich!« schrien. Sobald ich auf »Senden« geklickt hatte, knallte ich den Deckel zu und beeilte mich, in Deckung zu gehen.

Ähnlich wie mein Vorgänger schaffte auch ich es, so lange durchzuhalten, bis ich wusste, wie der Hase läuft. Als zwei Jahre später der Völkermord in Ruanda begann, bekam ich den Auf-

trag, die Tutsi-Rebellenarmee zu begleiten, die über die Grenze fuhr, um Zivilisten vor den mörderischen Milizen zu retten. Unsere kleine Truppe von Reportern, die mit den Tutsi reiste, wurde von Tag zu Tag kleiner. Eine amerikanische Korrespondentin wurde ausgeflogen, nachdem man ihrem Fotografen ins Bein geschossen hatte und sie die Blutung mit bloßen Händen hatte stillen müssen. Ein französischer Radioreporter infizierte sich mit zerebraler Malaria und überlebte nur knapp. Mein Fotograf verließ mich, nachdem wir in einer Schule die Leichen Dutzender kleiner Kinder entdeckt hatten, die mit Macheten in Stücke gehackt worden waren; am nächsten Tag zitterten seine Hände immer noch. Als es den Tutsi schließlich gelang, die Mörder in Richtung Kongo zu vertreiben, und die Kämpfe aufhörten, sehnte ich mich verzweifelt nach Ruhe, doch ich konnte nicht mehr schlafen.

Zeit, nach Hause zu gehen.

Es war vielleicht nicht meine beste Idee, Lissabon zu verlassen und einen Traumjob in einer wunderschönen Stadt am Meer an den Nagel zu hängen, aber wie sich herausstellte, war ich nicht der Einzige, der diesen Fehler machte. Ich kehrte nach Philadelphia zurück und verließ die AP, um mich als freier Journalist für verschiedene Zeitschriften durchzuschlagen. Eines Nachmittags ging ich mit Jen joggen, einer Freundin aus der AP-Niederlassung in Philly, und sie erzählte mir von einer Journalistin aus Hawaii, die für ein Jahr zum Arbeiten hierher gewechselt war. Die Frau von der Trauminsel wurde mit ihrer neuen Heimat nicht so recht warm, und Jen brauchte mir nicht zu sagen, warum: Philly kann eiskalt und harsch sein, und ich spreche hier nur von den Bewohnern. Wenn man unser Denkmal für Frank Rizzo kennt, einen der brutalsten Polizeichefs aller Zeiten, oder den Hagel aus Schneebällen mitbekommen hat, mit dem Santa Claus

bei einem Eagles-Spiel empfangen wurde, oder das Lied, das die Eagles und ihre Fans sangen, als sie 2018 den Superbowl gewannen (»*We're from Philly, f***ing Philly, no one likes us, we don't care*«), bekommt man eine Ahnung davon, dass Philadelphia nicht der einladendste, anheimelndste Ort für Fremde ist. Eine heimwehgeplagte Hawaiianerin hat es hier bestimmt nicht leicht, und als Jen mir erzählte, dass sie Unterricht in afrikanischem Tanz nehme, dachte ich, ich könnte sie mit ein paar CDs aufheitern, die ich aus Angola mitgebracht hatte.

Am selben Wochenende lud Jen mich zu einer Dinnerparty ein. Als ich mit den CDs in der Hand ankam, sah ich mich im Wohnzimmer um und hielt nach einer düster dreinblickenden, stämmigen Pazifikinsulanerin Ausschau. Da kam eine umwerfend aussehende Frau mit warmherzigem, offenem Lächeln auf mich zu, die aussah, als käme sie geradewegs mit einer Handvoll Perlen aus Tahiti. Ich brachte gerade noch einen gestotterten Gruß heraus, weil meine Synapsen völlig von zwei widerstrebenden Gedanken blockiert wurden.

1. Die CDs mitzubringen, war ein *Geniestreich*.
2. Du darfst nie, *nie* erwähnen, dass du dachtest, alle Hawaiianerinnen hätten eine Statur wie ein American-Football-Spieler.

Sie stellte sich mir als Mika vor, und damit war unser Gespräch vorerst beendet. Ich gab ihr die CDs, dann suchte ich das Weite und verbrachte den Rest des Abends in einer Ecke mit meinem Kumpel M'poze, einem Fotografen, und sah mir ein Album mit seinen Abzügen an. Ich hatte bis dahin schon genügend erste Eindrücke ruiniert, um zu wissen, dass es, nachdem ich Mika mit den CDs überrascht hatte, nur noch bergab gehen konnte. Diese

Frau war so was von eine Nummer zu groß für mich, dass alles, was ich jetzt noch sagen konnte, sie vermutlich nur abschrecken würde. Als Mika mir etwas später einen Teller mit Essen brachte, dankte ich ihr kurz über die Schulter hinweg und stürzte mich sofort wieder auf M'pozes Fotoalbum. Ich schaute es mir so lange und so gebannt an, dass selbst M'poze irgendwann keinen Bock mehr hatte. Ich setzte gerade all mein Glück auf das »Tao des Steve«, auf die Aufreißerregeln des Protagonisten in *Dex, der Frauenheld*.

In dem Indie-Film, den ich erst vor Kurzem gesehen hatte, wird die Theorie aufgestellt, die beste Masche, um eine Frau zu erobern, sei, sich an die Weisheiten des Zen-Buddhismus sowie an Steve McQueen und den Sechs-Millionen-Dollar-Mann Steve Austin zu halten, die Dex für den Inbegriff der sexy Coolness hält. Das »Tao des Steve« hat nichts mit dem Verführungskünstler-Kram zu tun; es ist eher eine Anleitung zu einem besseren Leben durch Impulskontrolle, die auf der Prämisse basiert, dass man nur bekommt, was man will, wenn man aufhört, es zu wollen. Wenn du jemanden triffst, der dein Herz höher schlagen lässt, solltest du diese drei Schritte befolgen:

Sei wunschlos.

Sei großartig.

Sei flüchtig.

Mit mehr Glück als Verstand hatte ich die beiden ersten Punkte brillant hingekriegt. Als ich ihr die CDs mitbrachte, war ich der Held, aber wenn ich es nicht vermasseln wollte, musste ich den Mund halten und Mika aus dem Weg gehen, solange sie noch dachte, dass ich nett und cool sei. Ich war sogar so cool, dass ich, als die Party langsam zu Ende ging, ein schrecklicher Schnee-

sturm aufzog und Mika mir und ein paar anderen Leuten anbot, uns in ihrem Pick-up mitzunehmen, ablehnte. (Ja, die exotische Journalistin brauste in einem hawaiianischen Surfbord-Mobil durch Philly. Sonst noch Beweise dafür, dass sie unerreichbar für mich war?) Zwei andere Typen waren nur zu glücklich, sich in die Kabine des Trucks quetschen zu dürfen, während Mika mich fragte, ob ich auch ganz sicher sei.

»Yup, alles bestens«, sagte ich und trottete durch den Schneeregen davon, in der Hoffnung, nicht so beknackt auszusehen, wie ich mich fühlte. Irgendwann während meiner elenden Wanderung durch Nord-Philadelphia dämmerte mir, dass es, wie bei allen Aufreißregeln, auch in der Steve-Version keine Tipps für die Endphase gab. Ich hatte keinen Schimmer, wie es nach der Sei-flüchtig-Phase weitergehen sollte.

Ein paar Tage später bekam ich die Antwort. Mika hatte sich von Jen meine Telefonnummer besorgt und rief mich an, um sich für die CDs zu bedanken. Ich erwähnte ein paar afrikanische Lebensmittelgeschäfte in West Philly, die sie interessieren könnten, und schon bald verbrachten wir immer mehr Zeit zusammen. Mika hatte eigentlich afroamerikanische und chinesische Wurzeln, wie sie mir erklärte, vielleicht auch thailändische. Sie wusste es selbst nicht genau, weil sie das Ergebnis einer kurzen Affäre ihrer Mutter mit einem Austauschstudenten im Junior College war, der sich noch vor Mikas Geburt aus dem Staub gemacht hatte. Kurz darauf heiratete ihre Mutter die wahre Liebe ihres Lebens, einen Sanitätssoldaten der Army namens Dave, der die Familie mitnahm, wenn er an einen anderen Ort versetzt wurde. Mika zog, während sie aufwuchs, von einer Stadt in die nächste, fühlte sich immer als Außenseiterin und sah nie aus wie die anderen – bis zu dem Tag, an dem sie nach Hawaii kam. Zum ersten Mal bäugten die Leute nicht ständig ihre langen Locken und

ihren cappuccinobraunen Teint oder fragten: »Woher kommst du *wirklich*?« Hawaii wurde zu ihrer Heimat, weil man ihr dort das Gefühl gab, zur Familie zu gehören.

Mika hatte nie vorgehabt, Honolulu zu verlassen, aber dann beschloss sie, ein Jahr lang auf dem Festland zu arbeiten, während ihr Freund Hotelmanagement in Hongkong studierte. Vielleicht lag es ja daran, dass ich nach wie vor im Tao-des-Steve-Modus war, aber weder ihr Freund noch ihre drohende Abreise schreckten mich ab. Mika und ich hatten eine Menge Spaß zusammen, durchstöberten Antiquariate und versuchten, einen Ziegenfleisch-Eintopf nachzukochen, den ich aus Uganda kannte – mit katastrophalem Ergebnis. Ich erzählte Mika von meinen Plänen, nach Afrika zurückzukehren, den Kontinent mit dem Motorrad zu durchqueren und der legendären Kapstadt-Kairo-Route zu folgen, und zum ersten Mal beschlich mich das Gefühl, dass eine gemeinsame Zukunft vor uns liegen könnte, weil sie ehrlich von der Idee fasziniert zu sein schien, dabei als Sozium mit von der Partie zu sein.

Stattdessen endeten wir in einem Farmhaus in West Virginia und überlegten, ob wir heiraten sollten. Das war für uns beide eine unvorhergesehene Wendung, aber wir spürten, dass wir uns langsam auf ein gemeinsames Leben zubewegten und uns Gedanken darüber machen mussten, wie man das am besten auf die Reihe kriegte. Bedeutete es, sich endgültig von den Stränden Kailuas zu verabschieden und der Fahrt mit einer knatternden Triumph Bonneville in einen Serengeti-Sonnenuntergang *Adios* zu sagen? Mika hatte das Schlimmste schon hinter sich gebracht: Sie hatte mit ihrem Freund Schluss gemacht, der sich prompt in den nächsten Flieger von Hongkong nach Philly gesetzt hatte, um ihr die Trennung auszureden, und sie hatte sich dazu bereit erklärt, noch eine Weile in Philly zu bleiben, wo ich die meisten

meiner Freelance-Jobs bekam. Bevor wir uns kopfüber in die Beziehung stürzten, schlug Mika einen letzten Belastungstest vor; sie fand, wir sollten zuerst eine Woche zusammen außerhalb der Stadt verbringen, wie auf einer einsamen Insel, um zu schauen, wie glücklich wir zusammen waren, wenn wir keine Freunde und keine Stadt hatten, um uns abzulenken.

Und sie hätte keinen besseren Ort dafür finden können. Nachdem wir vier Stunden lang gefahren waren, rumpelte unser Wagen über einen einsamen Feldweg in den Ausläufern der Appalachen. Schließlich erreichten wir ein altes Farmhaus, das in den Wäldern verborgen lag, meilenweit vom nächsten Nachbarn entfernt. Wir öffneten die uralte, quietschende Tür und fanden ein wunderschön erhaltenes Juwel von einem Haus vor, mit schmiedeeisernem Holzofen und einem Gewächshaus, das zu einem Whirlpool-Raum umgebaut worden war. In den ersten paar Tagen war es ein bisschen seltsam, weil man nirgendwohin gehen und sich mit niemandem treffen konnte, und es gab auch keinen am Fenster vorbeiholpernden Nahverkehrsbus, der uns abends in den Schlaf lullte. Aber am Ende der Woche fühlten wir uns wie zu Hause. Als ich herausfand, dass ich den ganzen Morgen im Bach verbringen und trotzdem noch mit der wackeligen Einzelwahl-Internetverbindung des Farmhauses einen Artikel nach Philly schicken konnte, fragten wir uns: »Ist das wirklich nur Urlaub? Warum kann das nicht einfach ... unser Leben sein?«

(...)

KAPITEL 4

Wartungsarbeiten

»Unglaublich, dass er immer noch lebt«, schrieb mir eine Freundin, die im Staat New York Schafe züchtet, nachdem ich ihr ein Foto von Sherman geschickt hatte. »Hier haben Farmer schon Tiere einschläfern lassen, die in besserem Zustand waren.«

Nach Scotts Bügelsägen-OP und Tanyas Kahlschlag-Schur ließen wir Sherman für den Rest des Tages in Frieden. Gespannt warteten wir darauf, dass er sich in Bewegung setzte, aber er stand nur an der Wand unserer kleinen braunen Scheune, ließ den Kopf hängen und sah aus, als wartete er auf seine Hinrichtung. Ob er verwirrt war, Angst hatte oder Schmerzen litt, ließ sich nicht feststellen.

Aber jetzt wurde es langsam dunkel, was bedeutete, dass die Sache hässlich werden konnte.

Ich hatte unsere kleine, aus Ziegen und Schafen bestehende Herde heute auf eine andere Weide gebracht, damit Sherman sich leichter einleben konnte, wenn er sein neues Zuhause allein erkundete. Aber bei Sonnenuntergang fingen die Schafe an, ungeduldig zu blöken, weil sie über Nacht im Stall sein wollten. Ich wusste nicht, wie sie reagieren würden, wenn sie auf dem Weg dorthin diesen angeschlagenen Fremden auf ihrer Weide vorfinden würden, und das Letzte, was Sherman jetzt brauchte, waren Revierkämpfe. Unsere Tiere sind alle ziemlich sanftmütig, aber

wir haben einen Widder und zwei Geißböcke, die echte Holzköpfe sind. Neuankömmlinge begrüßen sie normalerweise, indem sie sich auf die Hinterbeine erheben, auf sie losstürzen und sie rammen. Das ist nicht böse gemeint; das ist nur ihre Art, jemanden abzuklatschen. Aber ob spielerisch gedacht oder nicht – heute Abend würde ich sie auf keinen Fall in Shermans Nähe lassen.

Sie an Sherman vorbeizulotsen, ohne dass einer von ihnen aus der Reihe tanzte, würde schwierig werden. Ich hatte gehofft, dass sie, wenn ich bis nach Einbruch der Dunkelheit wartete, so wild darauf sein würden, in den Stall zu kommen, dass sie einfach an Sherman vorbeilaufen würden. Über Nacht könnten sie sich dann mit seinem Geruch vertraut machen und sich (toi, toi, toi) an das komische neue Tier gewöhnen. Kein brillanter Plan, aber wie sich herausstellte, funktionierte er. Als ich das Tor öffnete, huschten die Schafe und Ziegen schnurstracks an Sherman vorbei in den Stall.

Bis plötzlich ein Tier wie angewurzelt stehen blieb. Ich spähte in die Dunkelheit und hoffte, dass es nicht ...

Yup. Es war Lawrence.

Alle Probleme, die ich gelöst zu haben glaubte, indem ich Bamboozle und Skeedaddle weggab, holte ich mir mit Lawrence wieder zurück. Ja, ich weiß jetzt, dass es ein Fehler war, aber jeder andere in meiner Situation hätte das Gleiche getan: An einem Samstagvormittag im März fuhr ich zur Farm unseres amischen Freundes Elam, um ihm den Widder zurückzubringen, den er uns ausgeliehen hatte, damit er unsere beiden Schafe – wie die Amischen es nennen – »aufreiten« konnte. Im Laufe der Jahre war unter den ortsansässigen Schafzüchtern ein kleiner Tauschzirkel entstanden, bei dem jedes Jahr die Schafböcke untereinander getauscht wurden, um Inzucht zu vermeiden. Elams Wid-

der hatte schon zwei Zwillingspaare gezeugt, also konnten wir erwarten, innerhalb weniger Monate vier Schafe mehr auf der Weide zu haben. Das wiederum bedeutete, dass, ganz egal, was für reizende Tiere Elam zum Verkauf anbot, wir keinen Platz mehr für zusätzliche Mäuler hatten, die gestopft werden mussten. Ich sollte also nur kurz den Widder bei ihm absetzen und sofort wieder losfahren, hatte mir Mika eingeschärft.

»Absolut«, sagte ich.

Bei Elams Farm angekommen, dauerte es eine Weile, bis ich ihn ganz hinten in der Scheune fand, wo er über die Halbtür einer Box schaute.

»Sind sie nicht wunderschön?«, fragte er mich. »Als ich gehört habe, was sie sind, konnte ich nicht widerstehen.«

Elam war Stammgast bei der wöchentlichen Vieh-Auktion, die jeden Freitagabend auf dem Green-Dragon-Farmermarkt außerhalb von Lancaster veranstaltet wurde. Er kam öfter mit spannenden Entdeckungen nach Hause, zum Beispiel mit den Katahdin-Schafen, die haaren wie Hunde und nicht geschoren werden müssen, oder mit Tennessee Fainting Goats, einer Ziegenrasse, die bei Gefahr zu lebenden Salzsäulen erstarrt. Einmal hat er sogar ein Lama erstanden, das seitdem als Wachhund fungiert und seine Herde vor Raubtieren beschützt. Aber diesmal waren es zwei ...

»Gazellen?«, platzte ich heraus. »Du hast zwei *Gazellen* gekauft?«

»Ein bisschen sehen sie so aus, nicht?«, sagte Elam. »Aber das sind Oberhasli-Ziegen, die sieht man hier nur selten. Das ist eine Schweizer Rasse, die bekannt dafür ist, dass sie viel Milch gibt und sehr umgänglich ist.«

In der Box standen eine Mutterziege und ihr Kitz. Beide hatten eine wunderschöne schokoladenbraune Färbung, merkwür-

dig gewundene Hörner und einen schwarzen Streifen auf dem Rücken, der ihnen ein edles, wildes Aussehen verlieh, als kämen sie direkt aus der afrikanischen Savanne.

»Was ist mit dem Kitz passiert?«, fragte ich. Dem Tier fehlte die obere Hälfte der Ohren, als wären sie mit der Schere abgeschnitten worden.

»Erinnerst du dich an die Kältewelle neulich? Der Besitzer hat gesagt, es wurde mitten in der Nacht geboren, und sie haben es erst am nächsten Morgen gefunden. Die Mutter konnte zwar den Körper des Zickleins warm halten, aber die Ohrenspitzen sind ihm abgefroren.«

Ich verbrachte die gesamte Heimfahrt damit, mir Ausreden auszudenken: »Schau mal, was ich auf der Straße aufgelesen hab! ... Ich glaub, Elam wollte sie schlachten ... Nein, sie bringen uns Geld *ein*.« Kurz bevor ich in die Auffahrt einbog, wurde mir klar, dass ich die Trumpfkarte schon in der Hand hielt und gar nicht lügen musste: Die beiden Braunmäntel waren so süß, dass ich nur den Mund zu halten brauchte, bis Mika sie zu Gesicht bekam. Zum Glück funktionierte es; der Anblick des Kitzes mit den abgefrorenen Ohren hätte jedes Herz zum Schmelzen gebracht und überzeugte auch meine Frau und meine Töchter sofort. Und es stellte sich heraus, dass Mama Oberhasli unglaublich gutmütig war und erstaunliche Mengen an Milch produzierte. Aber wir würden kein Risiko eingehen; das Kitz war männlich, was bedeutete, dass es dazu neigen würde, Blödsinn anzustellen, und wir wollten nicht noch einen Bamboozle am Hals haben; also durften wir ihm keinen Namen geben, der seine inneren Dämonen freisetzte, wie etwa Beetlejuice. Wir beschlossen, dass es am sichersten war, ihn Lawrence zu taufen, nach dem sanften, nerdigen Fünftklässler Lawrence aus der Filmkomödie *School of Rock*.

Perfekt. Total unverfänglich.

Bald darauf wurden wir um fünf Uhr morgens von quiet-schenden Bremsen aus dem Schlaf gerissen, dann hämmerten Nachbarn von uns wutschnaubend an die Hintertür und erklärten, dass sie unseren pelzigen Vollpfosten auf der Straße fast über den Haufen gefahren hätten. Innerhalb weniger Wochen war Lawrence zu einem schlaksigen Jungtier herangewachsen, dessen Körper hervorragende aerodynamische Gleit- und Flugfähigkeiten aufwies. Ich entschuldigte mich und rannte mit verquollenen Augen und barfuß nach draußen, um Lawrence wieder zurück auf die Weide zu scheuchen. Anfangs gab ich seinem Namen die Schuld – schließlich hatte sich der Lawrence im Film auch Jack Blacks Rebellion angeschlossen und sich mit Drummer Spazzy McGee angelegt –, aber beim Einlesen in die Materie verkündete mir der *Modern Farmer* die gute Nachricht über die Oberhaslis:

Sie sind die Hunde der Ziegenwelt, ruhig und umgänglich.

Die schlechte Nachricht lautete:

Dennoch gehen sie ab und an stiften. Mit ihren kräftigen Hinterläufen können Oberhasli-Ziegen problemlos über einen Zaun oder ein Auto springen.

Mit anderen Worten: Lawrence war genetisch so gepolt, sich nach Streicheleinheiten zu sehnen und alles, was ihm dabei im Weg stand, zu überwinden. Bei Gewittern wurden wir oft von einem Rumpeln an der Tür überrascht, bis uns aufging, dass es nur Lawrence war, der sich einsam fühlte. Zu unserem Glück kamen Katie und Amos auf die Idee, Lawrence mit ihren Burenziegen zu verkuppeln, um eine Super-Herde freundlicher, milch-

gebender Fleischziegen heranzuzüchten. Lawrence woanders hinzubringen, war ziemlich leicht: Man befestigte einfach eine Leine an seinem Halsband und führte ihn spazieren wie einen Hund. So brachte ich ihn mit einer Gruppe von Amos' Mutterziegen zusammen und verabschiedete mich von ihm, während er freudig davoneilte, um die Bekanntschaft der Damen zu machen. Zwei Wochen später fuhr ein Traktor mit einer Hundebox unsere Auffahrt hinauf. Darin befand sich Lawrence, der nach Hause gebracht wurde, nachdem er in Ungnade gefallen war. Obwohl Amos' Zaun höher war als unserer und oben mit einem elektrischen Draht gesichert war, überwand unser Sprungfeder-Oberhasli ihn mit Leichtigkeit. Es war schon schlimm genug, dass Katie ständig nach draußen rennen musste, um Lawrence aus ihrem Garten zu vertreiben, aber die Sache mit dem Telefonbuch schlug dem Fass den Boden aus. Die meisten Amischen haben ihr Telefon draußen bei der Scheune in einem kleinen Schuppen, der aussieht wie ein Klohäuschen. Eines Tages war Katie frühmorgens nach draußen gegangen, um einen Anruf zu erledigen, und fand Lawrence, der im Telefonhäuschen genüsslich das dicke Notizbuch fraß, das die ein Leben lang gesammelten Telefonnummern der Familie enthielt.

Aber egal, wie sehr Lawrence mir auf die Nerven ging, ich konnte ihm nie lange böse sein. Wenn ich im Morgengrauen wutentbrannt nach draußen rannte, um ihn von der Straße zu holen, sah ich ihn fröhlich auf mich zuspringen, als hätte er sich schon den ganzen Morgen über darauf gefreut, mich zu sehen. Für ihn ging es bei seinen Ausbrüchen weniger um Freiheit als um Freundschaft. Obwohl er jetzt groß und stark war, war er tief im Inneren immer noch das Kitz mit den abgefrorenen Ohren, das in seiner ersten Nacht auf der Welt zitternd neben seiner Mutter gelegen hatte.

Lawrence bildete wie üblich die Nachhut, als die Herde sich für die Nacht in den Stall zurückzog, wie das letzte Kind, das den Spielplatz verlässt. Doch plötzlich fuhr er herum, den Kopf wachsam erhoben. Er nahm Witterung auf und entdeckte die seltsame, zottige Gestalt bei der Scheune. Sherman saß in der Falle. Selbst wenn er plötzlich die Kraft gefunden hätte, sich zu bewegen – es blieb ihm keine Fluchtmöglichkeit.

Der plump-vertrauliche Lawrence war der Letzte, den ich in der Nähe des benommenen, traumatisierten Esels haben wollte, den seine schlimm geschädigten Hufe und Monate der Gefangenschaft in einem winzigen Schuppen praktisch bewegungsunfähig und damit zu einem leichten Ziel gemacht hatten. Lawrence' stürmische Begrüßungen erschreckten Kinder und Tiere, die ihm zum ersten Mal begegneten, weil sie keine Ahnung hatten, warum dieser gehörnte Irre mit Hochgeschwindigkeit auf sie zugaloppierte. Ich hatte keine Chance, Lawrence rechtzeitig zu erreichen, ohne das Risiko einzugehen, ihn zu erschrecken und alles noch schlimmer zu machen, und so wappnete ich mich und hoffte, dass Lawrence es sich anders überlegen und der Herde nachlaufen würde, wenn er merkte, dass sie ihn zurückgelassen hatte. Stattdessen sah ich, was ich ihn bis dahin selten hatte tun sehen: Er nahm sich Zeit.

Lawrence näherte sich Sherman langsam, vorsichtig, als würde er sich auf Zehenspitzen anschleichen. Es war seltsam, ihn so zaghaft zu erleben, bis mir klar wurde, was er vorhatte. Als er bei Sherman angekommen war, fing er an, neugierig, aber vorsichtig die Flanke des Esels zu beschnüffeln, wobei er sich vom Kopf bis zu den Hufen vorarbeitete. Sherman rührte keinen Muskel, zuckte nicht einmal zusammen, als die Hörner des Ziegenbocks direkt vor seiner Nase auftauchten.

Angespannt sah ich zu, bereit, beim kleinsten Anzeichen von

Angriffsflust einzuschreiten. Lawrence schnüffelte weiter, bis er in der Gefahrenzone hinter dem Schwanz angekommen war, dann verschwand er hinter Shermans Körper. Schließlich tauchte er bei Shermans schlaff herabhängendem Kopf wieder auf; anscheinend war seine Inspektionsrunde beendet. Was auch immer sein Geruchssinn ihm verraten hatte, beunruhigte ihn offenbar so sehr, dass er etwas tat, was all die Blumenbeete, die er ruiniert, all die Autofahrer, die er verängstigt hatte, und jeden kaputten Zaun, den ich hatte reparieren müssen, wettmachte.

Lawrence legte sich neben den kranken Esel, zog die Beine unter sich und machte es sich für die Nacht bequem.

Als ich am nächsten Morgen nach draußen ging, war Lawrence immer noch da. Es war mir ein Rätsel. Bei Sonnenaufgang hielt Lawrence sich *nie* am selben Ort auf wie am Vorabend; normalerweise legte er sich um die Zeit schon mit anderen Tieren an oder rannte zur Eingangspforte, um zu sehen, ob die Kinder, die auf dem Weg zur Bushaltestelle am Ende der Einfahrt waren, ihm etwas aus ihrer Lunchbox geben oder ihn wenigstens hinter den Ohren kraulen würden.

Aber nicht heute. Nichts konnte ihn dazu bewegen, den kranken Fremden im Stich zu lassen. Nichts –

Außer Frühstück.

Ich öffnete das Tor zum Heustall, und nun kam Lawrence, der Fresssack, auf die Beine. Er rannte auf mich zu und bahnte sich einen Weg durch die Schafe und Ziegen, die sich bereits am Tor versammelt hatten. Ich verfrachtete einen halben Heuballen in die Heuraufe und ging aus dem Weg, als die Herde sich darauf stürzte. Dann hörte ich hinter mir ein Geräusch, drehte mich um und sah, wie Sherman ein paar langsame, zögerliche Schritte machte. Er blieb einige Meter vom Futterspender

entfernt stehen und hielt sich vom größten Gedränge fern, aber als Lawrence ein Stück nach links ging, folgte Sherman ihm. Und als Lawrence auf der rechten Seite einen besseren Platz zum Fressen fand, ging Sherman ihm nach. Den gesamten Rest des Vormittags über hielt Sherman Abstand zu den anderen Tieren. Aber egal, wohin Lawrence ging, sein langohriger Schatten folgte ihm.

(...)

Mailen Sie uns Ihre Meinung an
vertrieb@dumont-buchverlag.de
und gewinnen Sie ein Frei-Abo
über alle Frühjahrsnovitäten 2021.
Einsendeschluss ist der 31. 07. 2020

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2019
unter dem Titel ›Running with Sherman.
The donkey with the heart of a hero‹ bei Alfred A. Knopf,
a division of Penguin Random House LLC, New York.
Copyright © 2019 by Christopher McDougall

© 2020 für die Leseprobe: DuMont Buchverlag, Köln
Alle Rechte vorbehalten

Übersetzung: Simone Jakob und Anne-Marie Wachs
Lektorat: Kerstin Thorwarth

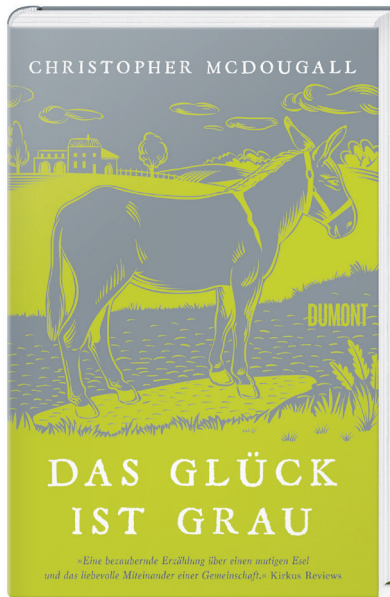
Umschlaggestaltung: Lübbecke Naumann Thoben, Köln

Umschlagabbildung: istockphoto/ Sergio Bellotto

Satz: Angelika Kudella, Köln

Gesetzt aus der Dante

www.dumont-buchverlag.de



Christopher McDougall
Das Glück ist grau

Etwa 350 Seiten
20,8 x 13,4 cm

Gebunden mit Schutzumschlag und Lesebändchen
Auch als eBook

Ca. 20,00 EUR (D)
ISBN 978-3-8321-8118-5
Erscheint am 22. September 2020

Sie wollen weiterlesen?
Bestellen Sie sich Ihr Leseexemplar unter
vertrieb@dumont-buchverlag.de

»McDougall ist ein bezaubernder und leidenschaftlicher Geschichtenerzähler. Diese Geschichte über die Verbindung zwischen Mensch und Tier inspiriert.« *Publishers Weekly*

In dieser ungewöhnlichen und anrührenden Geschichte um die Rettung des verwaorlosten Esels Sherman scheinen die großen Fragen auf. Christopher McDougall führt uns vor Augen, was wir verloren haben: die jahrtausendealte Verbindung von Mensch und Tier. Der Autor erforscht, wie viel Zusammenhalt wir brauchen, um ein glückliches Leben zu führen, und wie viel Freiheit wir dafür bereit sind zu opfern. Vor allem aber ist seine charmante Erzählung eine Meditation über die heilende Kraft echter Gemeinschaft.

DUMONT